

PAUL EDUARD

DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER

66 KURZGESCHICHTEN

BAND 1
OPUS 1 BIS 3



[lit-print]

SERIE 1

BAND 1

DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER

(66 Kurzgeschichten)

OPUS 1 - 3

PAUL EDUARD

[lit-print]

Copyright by Paul Eduard 2010

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2010 by Paul Eduard
[lit-print]
www.lit-print.ch
1. Auflage 2010
ISBN 978-3-033-02455-7

Gestaltung und Lektorat:
Monika Busch, Master of Arts in Art Education
bu.mo@web.de
Druck- und Bindearbeiten:
Druckerei GLOS Semily s.r.o., Tschechische Republik.

Titelbild:
„Die rollschuhfahrende Eisenbahn“
Tusche und Bleistift auf Papier, 7,5 x 10 cm,
Blindzeichnung, Monika Busch, 2010.
Copyright © Monika Busch

Inhaltsverzeichnis

	Seite
OPUS 1 DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER UND ANDERE GESCHICHTEN	3
OPUS 2 DER STURZ UND ANDERE GESCHICHTEN	133
OPUS 3 DAS SCHNEEGLÖCKLEIN UND ANDERE GESCHICHTEN	267
Bestellhinweis	387
Werkvorschau	388

Meinen Eltern in liebem Andenken gewidmet

OPUS 1

**DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER
UND ANDERE GESCHICHTEN**

(22 Kurzgeschichten)

PAUL EDUARD

[lit-print]

Copyright by Paul Eduard 2010

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort: Bilder einer Ausstellung	7
1 DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER	8
2 THE POTHOLE COMPANY	15
3 DIE ROLLSCHUHFAHRENDE EISENBAHN	19
4 DAS DREIGETEILTE JAHRHUNDERT	23
5 TINOS – EIN BESONDERER REISEBERICHT	26
6 DER MILLIARDÄR IN DEN SCHWEIZER BERGEN	34
7 PORTRAIT EINES KÜNSTLERS	67
8 BROT IN LYON	71
9 UNITED IDEAS	75
10 EIN AMERIKANER IN VENEDIG	79
11 MORD IN DEN FERIEEN	84
12 WERT UND WÜRDE DER KUNSTWERKE	86
13 DER GEIGER	89

14	DIE STUMMKLINIK	94
15	TOD AN DER BAHNHOFSTRASSE	97
16	TAFELN IN EIGENEN BILDERN	100
17	FÜHRER DER BESTEN PRIVATEN TAFELN	107
18	BESUCH BEIM BERÜHMTEN KUNSTLER	113
19	DIE VERBINDUNG ZUM JENSEITS	117
20	DER BERÜHMTE SCHRIFTSTELLER IM ZUG	123
21	DAS DALMATINERHÜNDCHEN	126
22	DIE GEBURTSTAGSPARTY	129

VORWORT

BILDER EINER AUSSTELLUNG

Die vorliegenden Kurzgeschichten entsprechen einer Sammlung von Bildern in einer Ausstellung, mit gross- und kleinformatischen Werken verschiedener Stilrichtung. Es handelt sich um den Erstling eines Autors, der bereits ein gewisses Alter (56 und mehr) erreicht hat.

Die Geschichten entstanden in den Jahren 1998 bis 2001.

Die Inspirationen zu diesen Geschichten sind teils der Realität, teils der puren Imagination des Schriftstellers entnommen.

Bern, im Herbst 2007
Paul Eduard

1 DER VIRTUELLE SCHRIFTSTELLER

Ein Vortrag

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich danke Ihnen, dass Sie zu meinem Vortrag gekommen sind. Leider nicht so zahlreich, aber immerhin. Die erste Stuhldreie ist fast gefüllt mit Freunden, meinem Bruder, meinem Cousin und einigen Verehrerinnen.

Ich beginne also mit meinem Vortrag über „Die Leiden und Freuden des virtuellen Schriftstellers“. Zuerst aber die Definition meines Berufsstandes, meine Damen und Herren!

Ein virtueller Schriftsteller, wie Sie ihn in mir leibhaftig vor sich sehen, ja anfassen können – ich bin ganz real, glauben Sie mir – hat noch nie eine Zeile geschrieben und sicher auch noch nicht veröffentlicht und wird auch in Zukunft nie etwas schreiben oder veröffentlichen. Das schuldet er sich selbst und seiner Gattung. Virtuelle Schriftsteller gibt es zu Tausenden, ja zu Millionen. Heute, wo die alte Kunst des Briefschreibens ausstirbt, nehmen die virtuellen Schriftsteller exponentiell zu. Auch ich gehöre zu ihnen. Seit Kindesbeinen träumte ich davon, einmal ein Buch zu schreiben, das veröffentlicht wird. Als Kind war ich ja eine grosse Leseratte, und verschlang die ganze Jugendbibliothek im Dorfschulhaus.

Später blieb es immer noch nur beim hehren Projekt, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Schuld daran war Zeitmangel, berufliches Fortkommen, Frau und Kinder, Reisen und Müßiggang. Nie hatte ich Zeit zum Schreiben, wirklich nicht! In der Zwischenzeit ist nun aber eine grundlegend neue Lage eingetreten. Seit einem Jahr bin ich Gründungsmitglied des „Schweizer Vereins virtueller Schriftsteller“, abgekürzt SVVS. Der SVVS hat sehr strikte Statuten. Sie wurden in mehreren langen Sitzungen im Bahnhofbuffet Olten (für Schweiz-Unkundige: Der zentrale Verkehrsknotenpunkt und das eigentliche Zentrum der Schweizer Eidgenossenschaft seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und Beginn des Eisenbahnzeitalters, also ein moderner Rütli-Ersatz) erarbeitet und einstimmig angenommen.

Absoluter Angelpunkt ist Artikel 1: „Mitglied des SVVS kann nur werden und bleiben, wer sich für den Rest seiner irdischen Existenz (was nachher kommt, bleibt leider noch offen!) verpflichtet, keine Zeile zu schreiben und je zu veröffentlichen“.

Verleger sind aus verständlichen Gründen zur Mitgliedschaft im SVVS nicht zugelassen, ebensowenig schreibende Journalisten.

Auch die Sanktionen des SVVS sind drakonisch, sollte ein Mitglied sein Schreibverbot missachten. Der Ausschluss aus unserem Verband ist ihm oder ihr gewiss. Immerhin werden diese Unglücklichen angewiesen – bisher hatten wir glücklicherweise noch keinen solchen

Fall – beim Verlassen des Bahnhofbuffets Olten (wo alle unsere Sitzungen statutengemäß stattfinden!) nicht aus Gram oder Frust unter einen der vorbeibrausenden Intercity-Züge zu springen.

Doch gibt es auch Erfreulicheres aus unserem Verbandsleben zu berichten. Letzten Oktober hatten wir unsern ersten internationalen Kongress der virtuellen Schriftsteller in einem fast leerstehenden Hotel auf dem Bürgenstock bei Luzern. „This was great fun.“ Jedes Land durfte fünf Delegierte schicken, was im schweizerischen Fall eine gerechte Vertretung aller Landesteile und Bevölkerungsgruppen erlaubte und im Übrigen auch gerade unsere ganze Mitgliederschar beanspruchte.

Der Präsident des gastgebenden Landes – ich selbst! – durfte als erster aus meinem Oeuvre vorlesen. Es herrschte große Spannung, als ich bei immerhin hundert Anwesenden, alles Delegierte aus nicht weniger als zwanzig Ländern, aus meinem Opus 4 mit dem Titel „Gepflegtes Leiden am Kapitalismus – ein Schweizer Schicksal“ vorlesen durfte, das gemeinhin als geheimer Renner für den neuen Nobelpreis für virtuelle Literatur gilt. Ich trat mit federnden Schritten und einem gewinnenden, ja triumphierenden Lächeln an das Rednerpult, einige leere, nackte Papiere vor mir, die ich schweigend ansah und wendete. Nach dreissig Minuten kam ich zum Schluss, ohne natürlich ein Wort gesagt zu haben. Tausender Beifall brandete mir entgegen.

Wie gut mir diese Anerkennung tat!

Ich danke dem sachkundigen Publikum und eröffnete die Diskussion über meinen gefeierten Opus 4. Es fielen zahlreiche Voten von hoher Brillanz und Sachkenntnis, die ich selbst auch gerne kommentierte. Nur der Gong zum opulenten Nachtessen im Fin de siècle-Speisesaal des heruntergekommenen Grandhotels (zeitweise auch als Kaserne der Armee und Unterkunft für Asylbewerber genutzt) – rettete mich vor allzu gewagten Auslegungen, die doch den Rahmen meiner eigenen Intentionen gesprengt hätten.

Natürlich gewann ich bei diesem Grossanlass auch den Jahrespreis der „Internationalen Assoziation virtueller Autoren“, abgekürzt IAVA, was mir zahlreiche Interviews in Presse und Fernsehen eintrug sowie eine Einladung für den nächsten Weltkongress der virtuellen Schriftsteller in Honolulu in zwei Jahren.

Ja, das wär's! Meine Damen und Herren: Ich stehe Ihnen gerne noch für Fragen zur Verfügung und möchte Sie auch gerne einladen, Passiv- oder Aktivmitglied des SVVS zu werden, wobei Ihre Nationalität keine Rolle spielt. Der Jahresbeitrag kostet 100 Franken und gibt Ihnen das Recht, einer unserer monatlichen Sitzungen im Bahnhofbuffet in Olten beizuwohnen. Sie dürfen einer virtuellen Lesung eines SVVS-Aktivmitglieds zuhören und dann an der Diskussion teilnehmen. Sie erhalten dazu eine St.Galler-Bratwurst, einen Kartoffelsalat und Bier oder Wein sowie Kaffee zum Vorzugspreis von 25 Franken. Der Abend beginnt um 20 Uhr und endet genau um 22 Uhr, damit alle noch ihren Zug nach Hause

erreichen können, wohl versehen mit neuen Eindrücken und Erfahrungen.

Bevor ich schließe, möchte ich auch auf unsere Publikationen hinweisen. Seit der Gründung unseres Verbands erscheint monatlich das SVVS-Bulletin, das exakt soviel Seiten aufweist wie der jeweilige Monat Tage. Ich zeige Ihnen hier die Septemбераusgabe 1998. Oben steht auf der Titelseite natürlich „SVVS-Bulletin“, darunter „Monat September 1998“, dann folgt das Impressum (ich bin da auch im Nebenamt Herausgeber und Chefredaktor) und Angaben über den Verlag, Abonnements- und Insertionspreise.

Und nun kommt das Interessante: Die verschiedenen neuen schriftstellerischen Werke unserer Mitglieder, die wir aus Platzgründen natürlich nur auszugsweise publizieren können. So können wir auf den Seiten 2-5 das Erstlingswerk von Roger Blunschly bewundern, „Stille Tage mit meiner Schwiegermutter Frieda am Vierwaldstättersee“. Natürlich will ich die Pointe der Geschichte nicht verraten. Nur soviel: Es handelt sich um nackten Mord. Lassen Sie sich nicht irritieren, dass Sie auch nur nackte Seiten vor sich sehen, außer dem Titel und dem Namen des Autors auf Seite zwei oben. Ihre Einbildungskraft ist ganz einfach gefordert, mehr nicht.

Wir akzeptieren übrigens Leserbriefe zu den einzelnen publizierten Werken, die wir in unserm Bulletin ganz hinten abdrucken, gerade vor der Schlussseite mit der für unsere Finanzen unentbehrlichen Dauerreklame der

Schweizer Vermögensverwaltungsbank United Trust, die den sinnigen Slogan verwendet: Wer bei uns anlegt, legt den Fiskus.

Ich kann Ihnen verraten, dass Blunschly's Erstling Waschkörbe voll von Leserbriefen gebracht hat, unter anderem ein Protestschreiben der „Schweizer Vereinigung christlicher Schwiegermütter“, welche uns zum Rückzug von Blunschly's Werk zwingen möchte, welches nächsten Frühling in voller Länge (228 Seiten, gebunden) in unserem Eigenverlag „Schweigen ist Gold“ in Herisau/Appenzell erscheinen soll. Natürlich sind wir nicht bereit, solchen unstatthaften Druckversuchen Folge zu leisten. Übrigens: In unserem Oktober-Bulletin, das in Vorbereitung steht, werden wir volle fünf Seiten für die Leserbriefe zu Blunschly's Opus 1 reservieren, die in voller Länge unter Angabe des Verfassers abgedruckt werden.

Nicht unerwähnt darf unsere Homepage im Internet bleiben, wo Sie unter der Adresse <http://www.vssv.ch> alle notwendigen Angaben zu unserem Verband virtueller Schriftsteller finden, insbesondere auch unsere Statuten, Hinweise auf unsere Anlässe und Namen und Adressen aller unserer Mitglieder. Auch publizieren wir dort die interessantesten Beiträge aus unserem Bulletin. So ist Blunschly's Opus 1 auszugsweise auch auf unserer Homepage zu finden und bringt uns auch dort (unsere Adresse möchten Sie bitte notieren: vssv@swissonline.ch) per E-Mail viele bewundernde Kommentare ein. So, meine Damen und Herren, damit wäre ich wirklich am Schluss angelangt.

Hoch leben die virtuelle Schriftstellerei und der VSSV!
Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. Es würde mich freuen, wenn Sie meinen berühmten Opus 4 (200 Seiten broschiert) (den provokativen Titel habe ich Ihnen verraten) zum Vorzugspreis von nur 25 Franken (inkl. MWST) beim Ausgang kaufen würden. Sie können ihn natürlich auch bei unserm Verlag in Herisau per Nachnahme bestellen, was Sie aber auf 30 Franken inkl. Porto zu stehen kommt. Beachten Sie den schönen Druck der Titelseite, den sorgfältigen Einband und die vielen herrlichen weissen Seiten, die zu Ihrer Interpretation meines Werkes einladen. Greifen Sie zu!

Die unwahrscheinlich kreative virtuelle Schriftstellerei, die in unserem Land immer noch um die ihr gebührende Anerkennung kämpft (und keine staatlichen Subventionen erhält, leider). Mein Verband, unser Verlag und ich danken es Ihnen!

2 THE POTHOLE COMPANY

Plädoyer für eine gute Sache

Als ich um die dreissig Jahre alt war, machte ich eine große Reise durch die USA und verbrachte anschliessend mehrere Jahre in asiatischen Ländern.

In New York waren sie damals in den siebziger Jahren des ausgehenden Jahrhunderts omnipräsent: Die gefürchteten Potholes, um die Taxichauffeure mit ihren gelben Limousinen an den grossen Kreuzungen vorsichtig kurvten, um nicht samt ihrer kostbaren Fracht in die gähnenden Löcher im Asphalt zu fallen.

In Asien war die Situation in dieser Hinsicht noch viel dramatischer. Schlechte Strassen, mit vielen, ja unendlich vielen Löchern, eine halbe Mondlandschaft, über die sich Jeeps und motorisierte Dreiräder mit Doppelsitzplatz quälten.

Niemand scheint diese Situation zu kümmern, außer den Fremden, der nach langer, mühseliger Fahrt ein Gefährt mit Rücken- und Nackenschmerzen gerädert verlässt, unbeeindruckt von den großartigen Palmen, sich in der Sonne spiegelnden Reisfeldern und den wilden Meerlandschaften.

Darum mein Vorschlag zur Abhilfe. Menschheit, höre hin!

Man gründe an tausend Orten in den Tropen eine kleine Firma, an der je zwei tüchtige und arbeitswillige Männer, Frauen oder eine Kombination von beiden Geschlechtern beteiligt sind.

Man gebe diesen Kleinunternehmen etwas Geld, vielleicht 10'000 Dollar Startkapital, ein kleines Gefährt, Kessel und Kellen, Zement und Kies. Hat es Wasser, können unsere Jungunternehmer eine Maurermischung anrühren, zu den Strassenlöchern kommen, die Löcher ausfüllen und einebnen, bis der Mörtel fest ist.

Derart würden diese Pothole Companies unendlich viel Gutes tun in vielen Ländern in Entwicklung, aber auch in alten Industriestaaten.

Bezahlt würden diese wackeren Crews von einer weltumspannenden Pothole Foundation, einer Stiftung mit Sitz in Tokio, New York, London und Zürich. Spenden werden im Höchstbetrag von 100 Yen, 100 Dollars, 100 Euros oder 100 Schweizerfranken angenommen. Die administrativen Kosten der Stiftung dürfen 10 Prozent der Spenden nicht überschreiten. 90 Prozent gehen an die rührigen Bautrupps.

Alle Jahre gibt es einen internationalen Wettbewerb: Die Crews, welche die meisten Löcher zugemauert haben, werden prämiert.

Natürlich wäre es nicht leicht, die Pothole Companies zu starten.

Es würde sehr starke Lobbies geben gegen eine solche echt gemeinnützige Aktion. Man denke nur schon an die riesigen und meist ineffizienten Behörden in vielen Entwicklungsländern, wo Bauaufträge zu den am meisten rentierenden Quellen der Korruption und Patronage gehören.

Kennen Sie den Witz des Diktators aus einem afrikanischen Land, welcher den Verkehrsminister eines europäischen Landes besucht? Der Europäer zum Diktator: „Sehen Sie, ich habe 1000 Kilometer Autobahnen in meinem Land gebaut und die dankbare Bauindustrie meines Landes hat mir mein kleines Schlösschen hier gesponsert“. Der Diktator zum Minister: „Ja, das ist noch gar nichts! In meinem Urwaldstaat wurde nicht einmal die Strecke vom Airport bis zu meiner Hauptstadt halbwegs fertig. Stattdessen konnte ich mir mit den vielen Hilfgeldern der Industriestaaten, die für den Straßenbau bestimmt waren, ein ganzes Neu-Versailles bauen!“

Dieser Witz aus früherer Zeit ist heutzutage nicht mehr „politically correct“.

Ich weiß das.

Es ist strikte verboten, Dinge beim Namen zu nennen. Nichts ist so gefährlich wie die Realität, die Wahrheit und das Wissen darum. Darum: Schauen wir doch über die Tatsachen hinweg, seien wir doch nett, diplomatisch und freundlich. Bleiben wir doch an der Oberfläche der Dinge!

So habe ich immer noch meine Zweifel, ob eine solche internationale Kette von Pothole Companies die geringste Chance zur Realisierung hätte.

Immerhin: Findet sich ein Idealist oder eine Idealistin, der oder die bereit wäre, die Gründung und den Betrieb einer Pothole Company zu wagen, wäre ich sehr erfreut.

Das Jahressoll im ersten Jahr des Bestehens der Firma wäre das Zumauern von 1000 Strassenlöchern.

Ich bin bereit, an den Aufbau der ersten Pothole Company 100 Dollars zu spenden.

Machen Sie auch mit?

3 DIE ROLLSCHUHFAHRENDE EISENBAHN

Ich weiß es wirklich nicht, liebe Leserin und lieber Leser, wie es dazu kam! Aber eines Tages war das Bild vor mir, selbst mit geschlossenen Augen:

Die rollschuhfahrende Eisenbahn!

Ich bin gerne bereit, eine Einführung in diese besondere Weltsicht zu geben.

Als Vorbemerkung sei mir gestattet, auf eine sehr fruchtbare Zeit reichster Imagination zurückzublicken, die mich leider in den letzten Jahren des stärkeren Eindringens in die Realität der Dinge mehr und mehr zu verlassen droht.

Die rollschuhfahrende Eisenbahn ist eine typische Eingebung jener Periode meines Lebens, als ich noch kein halbes Jahrhundert auf dieser Erde war.

Vor mir sehe ich die Geleise einer Eisenbahn, die sich in Geraden und vielen Kurven durch die herrliche Schweizer Berg- und Talwelt schlängeln. Auf den Geleisen fährt ein Zug, eine Lokomotive mit angehängten Wagen, vielleicht deren zwei, nein, es könnten auch zehn sein. Und nun das Besondere: Die Lokomotive macht Kapriolen, sie kann sich aufrichten, das vorderste Räderpaar ist in

der Luft, und nun kracht die Lokomotive vorne wieder in die Schienen, ganz sicher und elegant, und die letzten Räder der Zugmaschine gehen in die Luft, und das passiert auch mit den angehängten Wagen, die sich wie die Lokomotive rhythmisch aufrichten und senken.

Haben Sie schon ein Kalb oder ein Fohlen gesehen, das an einem schönen Frühlingstag ausgelassen auf der Weide herumtobt? Mal auf den Vorderbeinen, mal auf den Hinterbeinen sich aufrichtend? Dann haben Sie meine rollschuhfahrende Eisenbahn mit dem kleinen Unterschied erlebt, dass sich letztere in Geleisen bewegen muss und sich keine seitlichen Ausfälle erlauben kann, außer sie würde oder wollte entgleisen.

Ob es Passagiere im Zug hat, weiß ich nicht. Auch der Lokomotivführer ist nicht von Belang.

Ich sehe nur einen Zug vor mir, der auf den Schienen tanzt, sich hebt und senkt, spielerisch und lustvoll. Immerhin, die sicheren Schienen werden nicht verlassen. Die Reise wird mal schneller, mal langsamer, und sie nimmt kein Ende.

Der Rollschuhfahrer und die Rollschuhfahrerin ziehen Kurven und zeichnen Pirouetten auf den Boden. Sie beschleunigen und verlangsamen. Der rollschuhfahrende Zug tut das Gleiche, und es hat kein Ende.

Einzige Gefahr wäre die Entgleisung in der engen Kurve mit zu hoher Geschwindigkeit. Ich vertraue aber meiner

rollschuhfahrenden Eisenbahn, die sich nur vor Tunnels fürchtet, kann sie sich doch dort nicht auf wilde Spiele einlassen.

Haben Sie, verehrter Leser und verehrte Leserin, auch schon einmal eine rollschuhfahrende Eisenbahn gesehen? Nein? Dann wagen Sie es! Lassen Sie Ihre Imagination spielen, und Sie sehen in der Tat diese verrückte Eisenbahn, bei der man nie sicher ist, wie lange sie sich effektiv auf den Geleisen halten kann.

Dieses Bild wird Ihnen – wie mir bereits seit Jahren – Spaß bereiten!

Zeit deshalb auch, dass Sie der Eisenbahn-Schutzgemeinschaft beitreten, die verhindern will, dass man alle Geleise und Züge verschrottet und nur noch Autobahnen baut!

Zeit auch, dass Sie sich den Beobachtungstrupps zugesellen, die am Sonntag mit Kind und Kegel an der steilen Rampe einer Bergbahn sitzen und das Rollschuhfahren der Eisenbahn erhaschen wollen.

Nein, es ist keine Fata Morgana. Auch nicht ein Loch Ness-Monster, oder ein UFO aus dem Weltall. Es geht auch nicht um indische Levitation.

Wir haben es hier ganz einfach mit der rollschuhfahrenden Eisenbahn zu tun.

Entdecken Sie sie! Sie werden es nicht bereuen. Ihr Leben wird um eine Dimension reicher. Ihre Freunde und Nachbarn werden Sie bewundern, dass Sie Dinge sehen können, welche andere nicht wahrnehmen oder ihre Vorstellungskraft einfach übersteigen.

Ich bin auf Ihren Erlebnisbericht gespannt. Sicher werden Sie eine Sonntagszeitung finden, welche ihre tatsachengestützte Story abdruckt, natürlich gegen gutes Honorar. Ihr Video von der rollschuhfahrenden Eisenbahn kommt ins Dorfmuseum als Reliquie und Zeuge eines herausragenden Mitbürgers.

Was zögern Sie noch? Raus aus dem Haus und an den Bahnrand! Ihre erste rollschuhfahrende Eisenbahn könnte gerade vorbeischaukeln in rhythmischen Wellenbewegungen! Oder nennen wir es eher Tanzen? Hopsen? Vielleicht auch Berg- und Talfahren, wie auf einer Achterbahn auf dem Jahrmarkt?

4 DAS DREIGETEILTE JAHRHUNDERT

Es ist ein Kreuz, etwas Positives zum 20. Jahrhundert sagen zu wollen, welches wir in Kürze verlassen. Dabei ist es nicht einmal so wichtig, ob wir das nächste Jahrhundert oder sogar Jahrtausend am 1.1.2000 oder am 1.1.2001 beginnen. Egal, wie wir rechnen, schon sehr bald wird dieses 20. Jahrhundert hinter uns sein.

Das ist gut so. Es war insgesamt für die Menschheit ein Schlechtes. Wir haben angesichts der Entwicklungen, die sich in ihm abspielten, etwas ganz Wichtiges verloren – nämlich den Glauben an die Zukunft, das Gute im Menschen und die Entwicklungsfähigkeit des Menschen.

Zentrale Ereignisse des Jahrhunderts waren die beiden grausamen, menschenmordenden Weltkriege, die wir weitgehend aus unserem Bewusstsein verdrängt haben.

Als Sekundäreffekte dieser masochistischen Selbstzerstörung Europas erlebten wir einen gewaltigen Aufschwung der Technik, Aufstieg und Fall des kommunistischen Sowjetreiches, die rassistisch motivierte bestialische Vernichtung ganzer Völker und das Ende des Kolonialismus.

Was bleibt, ist das „amerikanische Jahrhundert“. Die USA regieren am Ende des Jahrhunderts ganz allein

die Welt und sind in jeder Beziehung führend, sei dies wirtschaftlich, militärisch, politisch oder kulturell.

Europa bleibt eine nette alte Tante, der es aber an echtem Einfluss und finanzieller und politischer Potenz mangelt. Dafür bleiben die Europäer gute Individualisten und Nationalisten, und ihre politische Einigung bleibt, an den Erfordernissen der Zeit gemessen, zurück.

Wir können das 20. Jahrhundert auch in drei Phasen unterteilen:

Von 1900 bis 1914 lebten die Menschen im alten Kontinent im letzten Traum Europas, der Belle Epoque. Alles blühte in diesen 14 Jahren: Kultur, Literatur, Malerei, Handel, Wirtschaft, Savoir vivre, melancholischer Lebensgenuss, Technik und Wissenschaft. Europa regierte noch die Welt und besaß reiche Kolonien. Kaum jemand ahnte die heraufziehende Katastrophe.

Von 1914 bis 1989 erlebte Europa seinen dramatischen Niedergang. Das sind 75 Jahre Krieg, Elend, Grausamkeit, Terror, Unterdrückung, Angst, Spannung und Erpressung.

Seit 1989 geht es in Europa wieder aufwärts und neue Freiheiten sind möglich. 1989 bis 2000 sind also wiederum 11 gute Jahre für Europa und die Welt.

Insgesamt haben wir also 75 schlechte und 25 gute Jahre in diesem Jahrhundert erlebt. Eine recht geringe

Glücksquote! Also vergessen wir es und werfen wir uns voll ins 21. Jahrhundert, hoffend, es möge uns 100 friedliche, gute Jahre bringen!

5 TINOS - EIN BESONDERER REISEBERICHT

Ostern in Griechenland ist etwas Schönes. Auf den zahlreichen Inseln, die im Sommer dunkelbraun sind und im vollen Sonnenlicht einen besonderen Kontrast zum azurblauen Meer bilden, finden wir grüne Auen, Blumen und Blüten zuhauf.

Ostern in Mitteleuropa ist Vorostern, Palmsonntag in der orthodoxen Hellas. Mit einem großen schönen Schiff, mein Mietauto im Bauch des Stahlungetüms verstaut, fuhr ich von Rafina nach Tinos, ohne feste Absichten. Es war Ostersonntag bei uns zuhause in der Schweiz, und in Griechenland war es ein normaler Samstag ohne besondere Bedeutung, vor Beginn der Touristensaison.

Entsprechend war das Schiff fast leer, und bei Ankunft im Städtchen Tinos fand ich in einem alten, spartanisch einfachen Hotel mit Meersicht sofort ein günstiges Zimmer. Ich stellte meine Reisetasche dort ab, parkte mein Mietauto an der Strandpromenade und machte mich zu Fuß auf, das kleine Städtchen zu erforschen.

Schon vom Schiff aus war die berühmte Kirche zu sehen gewesen, zu der eine breite Treppe mit Devotionalienläden hinaufführt. Sie beherbergt eine seltene, glücks- und gesundheitsspendende Ikone, die verschollen war und von einem Seemann wiedergefunden worden ist.

Auch ich konnte mich dem Zauber der mit Ikonen reich bestückten orthodoxen Kathedrale nicht entziehen, in der geschäftige Priester herumeilten und in der es so herrlich nach Weihrauch duftete. Da es nur wenig Touristen hatte, konnte ich mich in Ruhe dem Anblick der Wunder wirkenden Ikone hingeben. Ich zündete eine Kerze an in Erinnerung an U. und spendete Geld, eine große griechische Dinarnote.

Später am Abend aß ich in einem einfachen Restaurant. Da ich den griechischen Salat mit Fetakäse, Souvlaki mit Kartoffeln und Tchadziki und zum Dessert Yoghurt mit Honig immer gerne habe, auch zum hundertsten Mal, war ich mit dem sättigenden und preisgünstigen Nachtessen zufrieden, trank noch einen Nescafé und einen Fünfsterne-Metaxa-Brandy, flanierte kurz auf der fast menschenleeren Strandpromenade und sank alsbald müde ins Bett in meiner anspruchslosen Herberge.

Der nächste Tag, unser Ostersonntag, in Griechenland ein gewöhnlicher Tag des Herrn, kündigte sich mit schönstem Wetter an.

Nach dem Frühstück im Hotel packte mich die Lust, mit dem Mietauto die Insel zu erkunden.

Die Strasse war halsbrecherisch eng und führte an steilen, klippenartigen Hängen entlang, die bis zum Meer abfielen. Eine falsche Bewegung, und das Auto würde, stürzend und sich überstürzend, im Abgrund untergehen, kaum eine Spur vom Gefährt und vom Fahrer lassend.

Requiescat in pace, der vom Schicksal ereilte, unbekannte Tourist.

Endlich ging es über einen Einschnitt in den Bergen hinüber in ein Tal auf der andern Seite der Insel. Hier fiel die Strasse sanfter ab in recht weiten Kurven, es war alles so grün und frühlingshaft, und in der Ferne war bereits ein Dorf zu sehen, das im Reiseführer als besonders pittoresk und ursprünglich beschrieben worden war.

Fast auf Meereshöhe angelangt, erreichte ich P, parkte mein Mietauto und machte mich als guter Tourist auf zu einem kleinen Rundgang durch die steingepflasterten engen Gassen. Es sah alles aus wie in einem schönen Reiseprospekt über ein malerisches griechisches Dörfchen. Nichts fehlte, auch nicht die kleine orthodoxe Kirche und die alten Weiber in Schwarz. Nur Touristen hatte es fast keine. Alles gehörte mir und meiner kleinen Kamera, mit der ich einige photogene Bildlein knipste.

Es war ja auch schon Mittagszeit, und die Frühlingssonne brannte bereits sehr stark vom Himmel herunter.

Ich setzte mich in ein lauschiges Openair Restaurant unter Bäumen, und nahm ein einfaches, gutes Mittagessen zu mir. Fragen Sie mich nicht, was ich gegessen habe! Ich glaube, es war ein griechischer Salat, ein Spiesschen mit Reis, Yoghurt mit Honig, ein Schluck Wein und viel Mineralwasser. Die Bedienung war freundlich, die Rechnung maßvoll, und ich schaute zum Zeitvertreib den

spielenden Dorfkindern zu.

Nach dem Essen beschloss ich, einen kleinen Verdauungsspaziergang zu machen.

Ein herrlicher Obstgarten lockte unterhalb des Dorfes, der sich auf beiden Seiten eines kleinen Flüsschens dahin zog. Beschwingt und fröhlich durchmaß ich die kleinen, steingesäumten Parzellen, in denen die Feigenbäume in ihrem frischen Grün standen, Aprikosenbäumchen blühten und eine Pracht von Farben und Blüten das Herz erfreute.

Am Flussbett angelangt, in dem nur ein kleines Rinnsal zu sehen war, ging auch der kleine Weg zu Ende. Was war einfacher als die Idee, im fast trockenen, steinern Flusstal weiterzuwandern, dem Meer entgegen. So ging es flott vorwärts, unter blauem Himmel und im Genuss linder Lüfte, mitten im Konzert der zwitschernden Vögel.

Doch halt, auch der Weg im Flussbett ging zu Ende. Eine Stausperre machte das Weiterkommen unmöglich. Aber nein, es tat sich eine neue Möglichkeit auf, doch noch Richtung Meer vorwärts zu kommen. Eine große Wasserpipeline, freischwebend über dem Flussbett, führte weiter. Flugs trat ich auf sie und eilte weiter, halb in Frühlingstrance, berauscht von all den Farben, Düften und Stimmen der Natur und der von Menschenhand geschaffenen paradiesischen Oase.

Aber plötzlich, ohne Verwarnung, verloren meine nassen Tennisschuhe den Halt auf der runden Pipeline. Ich flog in die Luft, ich drehte mich, ich wusste, bei vollstem Bewusstsein, ich würde nun unmittelbar stürzen, einen grässlichen Sturz tun ins harte, steinerne Bachbett, wo mich kein Schutz, keine abfedernde Unterlage erwartete.

Schützend legte ich den linken Arm um meinen Kopf, und schon prallte ich mit der linken Körperseite voll auf das Steinflussbett, mit ausgestrecktem Körper.

Der Schlag auf den Steinboden tat sofort weh, und ich lag auch halbwegs im seichten Wasser des magern Flüsschens. Mein erster Impuls war, nur herauszukommen, mich zu erheben, und zu testen, ob ich noch ganz war.

Ein ungeheurer Lebenswille trieb mich an. Nur hinaus aus diesem Flussbett! Nur versuchen, mich hoch zu rappeln!

Ich hatte große Mühe, alles tat mir weh, aber es ging! Ich konnte halbwegs aufstehen, und instinktiv weiter waten im kleinen Flüsschen, bis ich eine Stelle fand, wo es aus dem Bachbett hinaufging auf einen kleinen Weg auch zwischen blühenden Obstgärten, immer weiter, bis ich weiter oben das Dorf sah, spielende Kinder und von weitem sogar mein Mietauto und dahinter das Dorfrestaurant, in dem ich noch vor einer Stunde heil und fröhlich gegessen hatte.

Ich schaffte es bis zum Auto, das ich mit Mühe öffnete. Ich ließ mich auf den Vordersitz krachen.

Dann fuhr ich los, einfach instinktiv, ich wollte weg vom Unglücksort.

Erste Station war das Meer. Ich parkte und setzte mich auf die Hafenummauer. Mein ganzer Körper tat mir weh. Ich tastete die Glieder ab, um zu sehen, ob die Bewegungen trotz Schmerzen möglich wären. Es ging einigermaßen.

Zweite Station war ein altes Kloster auf dem Berg oben, das aber geschlossen war. Dort saß ich lange auf einer Mauer, sah ins Tal hinunter und sinnierte. Ich war allein, unglücklich, und alles tat mir weh. Und alles war so unreal, so unvernünftig, hätte ich mich doch ohne weiteres in menschlicher Gemeinschaft befinden können, mit etwas besserer Organisation meines Lebens. Und dann wäre auch dieser schreckliche Unfall nicht passiert, so ganz allein und ohne Hilfe.

Dritte Station war eine Poliklinik im Städtchen Tinos, die nur in der Sommersaison mit viel Touristen wirklich in Betrieb ist. Der Röntgenapparat war kaputt, und der Helikopter für schwere Fälle mit rascher Verlegung nach Athen ist erst ab Mai im Einsatz. Also hatte ich ja noch Glück gehabt, nicht allein im Bachbett und schweren Brüchen bleiben zu müssen, ohne Aussicht auf ärztliche Hilfe, und nicht einmal auf eine Menschenseele im Dorf, die weiß, wo ich bin. Die hübsche junge Krankenschwes-

ter gab mir eine schmerzlindernde Spritze.

Nächste Station war die berühmte Kirche mit der glückspendenden, heilenden Ikone. Ich schleppte mich über die vielen Stufen der Freitreppe, rein in die Kirche und zur Ikone, wo es nun doch etwas mehr Besucher gab. Ich betete und dankte, dass ich noch mehr oder weniger ganz war. Ich glaubte, durch einen Bachbusch im Sturz abgefedert worden zu sein. Es hatte im Flussbett auch keine Steine, die mir im Rippen- und Hüftbereich üble Verletzungen hätten zufügen können. Wo ich hingefallen war, war der Flussboden glatt, leicht vemoost oder gar etwas nass-seicht gewesen. Glück im Unglück!

Eine weitere Station war das spartanische Hotel für den Check-out.

Letzte Station bildete das grosse schöne Schiff, das mich mit meinem kleinen japanischen Mietauto zurück nach Rafina brachte.

Von dort aus, mitten in der Nacht, fuhr ich nach Athen. Ich war todmüde, alles schmerzte, aber ich ruhte nicht, bis ich in der Plaka war. Im mir bekannten Kleinhotel Efeli verlangte ich morgens um vier Uhr ein Zimmer, bekam sogar noch eines und schlief dann doch noch ein, obschon bereits die Morgenhelle durch die Fenster drang und der Lärmpegel im geschäftigen Quartier anstieg.

Irgendwann um elf Uhr morgens stand ich auf, bezahl-

te das Hotel, fuhr zum Airport und flog zurück in die Schweiz.

Seither war ich nie mehr auf Tinos. Waren Sie letztthin dort? Es muss sehr schön sein!